

Gottesdienst in einem säkularen Zeitalter

Gedanken zu Sektion V von Uppsala

VON FAIRY VON LILIENFELD

Das Thema der Sektion V von Uppsala geht offenbar von einer Erfahrung aus, die in weiten Teilen der Welt gemacht wird: „Das allmähliche Schwinden von Gebet und Gottesdienst in unserer Zeit“ (Vorbereitungsheft, S. 47) setzt das Problem. Die Erklärung für dieses Schwinden wird eben mit dem „säkularen Zeitalter“ gegeben. Da ist die Rede von der „radikalen Infragestellung des christlichen Glaubens“ in unserer Welt und davon, daß Menschen es innerhalb und außerhalb der Welt als schwierig empfinden, die Transzendenz zu verstehen. Gottesdienst und Gebet aber erscheinen als Verhaltensweisen gegenüber der Transzendenz, die nun schwierig oder gar unmöglich geworden seien.

Mir scheint es, daß man in unseren Kirchen zwei extreme Grenzmöglichkeiten der Haltung gegenüber diesen Erscheinungen des Säkularismus einnehmen kann. Nennen wir die eine die Haltung A: Wer nicht persönlich betet und nicht mit der althergebrachten Weise der Kirche betet, der gehört nicht zu ihr, der ist ein Ungläubiger, ein Atheist. „Orthodoxe“ und „Pietisten“ aller Konfessionen scheinen diese Haltung einzunehmen. Besonders weit verbreitet scheint sie in den Ostkirchen, in bestimmten Milieus der katholischen Kirche und bei protestantischen Fundamentalisten zu sein.

Die Haltung B würde dann das entgegengesetzte Extrem bezeichnen: Christliches Leben wird hier auch ohne Gottesdienst und Gebet für möglich gedacht. Man sieht im offiziellen Gottesdienst der Kirche etwas Archaisches, Unmodernes. Gott ist in moderner Sprache, in modernem Denken weder definierbar noch anzureden. Das ganze Geschehen des Gottesdienstes wird als schlechthin unverständlich für den modernen Menschen bezeichnet. Die Vorstellung von einem personalen Gott sei nicht zu vollziehen. Darum könne es auch keine Wendung zu ihm im Gemeindegottesdienst oder persönlichen Gebet geben. An die Stelle treten Meditation über das rechte Handeln im Dienst des Nächsten, der Mitmenschlichkeit und wahrheitserhellende Diskussion der Menschen zur Vorbereitung solchen Handelns. Die Normen für dieses Handeln findet man vielleicht in der Bibel, aber auch in vernunftgemäßer Analyse zwischenmenschlicher Situationen. Das aktive, engagierte Mitwirken an der Gesellschaft ist dann

„Gottesdienst“. Der hergebrachte Gottesdienst ist Relikt einer unaufgeklärten, mythologisch denkenden Zeit.

Zwischen diesen äußersten Extremen christlicher Verhaltensweise in den Haltungen A und B wäre dann typologisch die Haltung C anzusiedeln. Zu ihr würden diejenigen gehören, die die Einwände unter B ernst nehmen; die bei sich diese Einwände entdecken und die doch den Gottesdienst nicht aufgeben wollen. Sie trennen den Gottesdienst als solchen von seiner Form. Mutet diese archaisch an, so muß sie durch eine moderne Form ersetzt werden. Es muß eine zeitgemäße Sprache gesprochen werden, es sollen die Elemente der modernen Kultur mit ihren technischen Möglichkeiten in Bild und Ton auch im Gottesdienst Eingang finden. Vor allen Dingen will man den Eindruck des „Sakralen“ vermeiden. Der Gottesdienst soll dann nicht mehr in einer besonderen Sphäre stattfinden, die über den Alltag hinaushebt. Nein, er soll Platz in diesem säkularen Alltag von heute haben und auch in seinen Ausdrucksformen Elemente des Alltags aufweisen. Als „archaisch“ empfindet man es ebenfalls, daß ein Pfarrer das Geschehen des ganzen Gottesdienstes autoritativ in der Hand hat. Die „Demokratisierung“, die man für ein typisches Merkmal unserer Zeit hält, soll auch im Gottesdienst Eingang finden. Statt der Predigt soll der Dialog gepflegt werden. Im Zwiegespräch soll die Anfechtung des „säkularen Zeitalters“ ernst genommen werden und gegenseitige Verkündigung geübt werden.

Soweit ich sehe, gehen die Gespräche und auch die Gegensätze in der Ökumene um die Haltungen A und C. Die Haltung B scheint vor allem ein innerprotestantisches Problem zu sein. Das wirkliche Problem, das mit dem Thema „Gottesdienst in einem säkularen Zeitalter“ angesprochen ist, liegt also letztlich gar nicht nur beim Gottesdienst, sondern in der Rede von Gott und in der Möglichkeit der Rede zu Gott überhaupt, in der Frage der „Existenz Gottes“. Das Problem als solches zuzugeben, bedeutet daher schon, eine offene Flanke gegen den Unglauben zu haben. Das Ergebnis scheint dort, wo Kirchen und Theologen die Haltung A einnehmen, zu sein, daß sich die „säkulare Gesellschaft“, die Öffentlichkeit, immer radikaler von den Kirchen trennt. Es kann bis zu einem vom Leben der Außenwelt weitgehend abgeschlossenen Ghettodasein der Kirche kommen. Aber diese Kirchen sind häufig wirklich voll, wirklich lebendig. Der einzelne steht vor der Entscheidung: entweder Leben in der säkularen Gesellschaft oder aber in bewußten Abstand zum säkularen Zeitalter zu gehen. Die Haltung C aber wird dort verfolgt, wo man Gottesdienst und Gebet nicht aufgeben will, aber doch auch ganz bewußt Bürger des „säkularen Zeitalters“ bleiben möchte, wo man sich fragt, in welcher Weise eine moderne Kirche Teil einer modernen Gesellschaft sein könnte. Die Antwort ist eigentlich schon in dem Suchen nach einem neuen Gottesdienst vorweggenommen. Die Kirche soll, nach Ansicht dieser Christen, ganz in der Welt bleiben und sich nicht von ihr ab-

heben. Vielleicht sollten wir uns klar machen, daß diese Frage eigentlich hinter der heute von uns behandelten Frage liegt. Es müßte neu beleuchtet werden, inwiefern die Kirche sich von der Welt abheben sollte und inwiefern sie nichts anderes sein sollte als ein Stück dieser Menschenwelt von heute. Diese Fragen sind es, die eigentlich ökumenisch diskutiert werden müßten und, wie ich hoffe, in Uppsala auch diskutiert werden. Wird man es wagen?

Man müßte dann die Fragen nach unseren Gottesbegriffen, nach dem Verhältnis von Gottesbegriff, Gotteserfahrung und Gottesoffenbarung in ökumenischer Breite aufnehmen. Man müßte die Frage lösen: „Gestaltet der Gottesdienst unser Weltverständnis, oder muß der Gottesdienst von unserem Weltverständnis getragen sein?“

Auch das Problem der Sprache des Gottesdienstes und ihrer Verständlichkeit müßte beleuchtet werden, wobei unter „Verständlichkeit“ nicht nur der intellektuelle Sinn der Worte, sondern auch die Gefühls- und Ausdruckswerte gemeint sein müßten, die die Worte tragen und die ihnen vom „modernen Menschen“ nicht abgenommen werden. Vor allem aber müßte die Diskussion um das „säkulare Zeitalter“ selbst gehen und um der Christen Verhältnis zu Neuem und Altem in unserer Welt. Hinter unseren Problemen steht die Frage nach der Geschichte und Tradition der Kirche und der Kultur, aus der sie kommt, die Frage nach dem Verhältnis der traditionsreichen Kirche zum Wandel der Kulturen.

Alle diese Fragen können wir im Rahmen dieser Besinnung nicht verhandeln. Wir müssen eine Prämisse setzen, ein Axiom, von dem wir ausgehen wollen, und das unseres Erachtens unwiderstreitbar ist, sofern wir den Glauben an Gott als Grundlage für unser Fragen nehmen. Ohne diesen Glauben kann von „Gottesdienst“ nicht mehr geredet werden. Die Entscheidung zwischen Unglauben und Glauben muß schon gefallen sein, wenn wir unsere Frage stellen. Das bedeutet aber nicht, daß wir damit eine Identifizierung mit der Haltung A vornehmen, sondern fragen wollen, was für eine Haltung zu Gebet und Gottesdienst man aus nichts anderem als der Voraussetzung des Glaubens einnehmen könnte.

Als Prämisse für solche Überlegungen des Glaubens über Gebet und Gottesdienst wollen wir ein Wort prägen, das u. E. das Gottesdienstverständnis des Alten und des Neuen Testaments darstellen kann:

„Unser Gott kommt und schweigt nicht“ (Ps. 50, 3).

Dieses anzuerkennen ist die Grundlage all dessen, was wir Gottesdienst nennen, wenn er überhaupt möglich sein soll. Von christlichem Gottesdienst kann nur so die Rede sein, daß wir begreifen, daß Gott kommt und nicht schweigt, in Jesus Christus und im Heiligen Geist, und so den Menschen dient. Dies ist die erste und wichtigste Dimension allen gottesdienstlichen Geschehens:

sie geht von Gott zum Menschen! Diese Dimension dürfen wir uns nicht vorstellen lassen durch die Tatsache, daß dieses Geschehen immer in menschlicher Vermittlung, in menschlicher Gestalt, vor sich geht. So war Jesus von Nazareth ganz Mensch und menschlicher Vermittler, und doch wurde Gott in ihm ganz gegenwärtig.

Auf diese Tatsache hin, daß Gott kommt und nicht schweigt, gibt es eine sozusagen selbstverständliche Reaktion des glaubenden Menschen, dessen, der dies Geschehen annimmt: sich neigen – staunen, daß Gott kommt – danken. „Eucharistie“, das Herzstück des ältesten christlichen Gottesdienstes, heißt darum ja auch nichts anderes als „Dankgebet“, Danksagung für das Gegenwärtigsein Gottes und seiner Offenbarung in Christus, für das Gegenwärtigsein seiner in Christus bezeugten Liebe zu den Menschen im verkündigten Wort, im gereichten Sakrament. In diesem Grundgeschehen des Gottesdienstes nimmt Gott den Menschen an, jeden Menschen, der sich nehmen läßt, mit all seinen Fehlern und Schwächen. Er will ihn, den Menschen, zum „Licht der Welt“ machen (Matth. 5, 14. 16); er bietet ihm die Möglichkeit an, in der Nachfolge Christi „vollkommen“ zu werden, wie es Gott, der Vater Jesu Christi, ist (Matth. 5, 48).

Noch immer haben wir hierbei nichts gesagt, wie und wo im einzelnen dieses Geschehen des Gottesdienstes vor sich geht. Man möchte die vorausgehenden Worte nicht so verstehen, daß gemeint wird, daß nur in unserem traditionellen Gottesdienst dieses Geschehen „Unser Gott kommt und schweigt nicht“ Platz haben könne. Nein, umgekehrt: Wo dieses Geschehen vor sich geht und der Mensch dieses Geschehen annimmt, dort geschieht Gottesdienst.

Doch nun müssen wir ja auch den Einwand hören, der um uns laut wird: „Zu uns kommt Gott nicht in eurem Gottesdienst; wir verstehen euren Gottesdienst nicht! Eure Worte sind für uns leer und bedeutungslos!“ Hier setzt die Haltung derjenigen Christen an, die wir als Haltung C bezeichneten. Sie verlangen Gottesdienste, die verständlich sind, Gottesdienste, die dem „Stil des Zeitalters“ entsprechen. Sie machen Ernst mit der anderen Dimension, die Gottesdienst auch hat: das befreiende Geschehen, daß Gott zum Menschen kommt und nicht schweigt, will ausgebreitet werden, und zwar durch Menschen. Denn Gott kommt zu Menschen immer durch Menschen. Darum ist seit apostolischen Zeiten Gottesdienst auch Verkündigung von Menschen an Menschen. Darum sind Menschen dafür verantwortlich, daß der Gottesdienst so gestaltet wird, daß auch der „moderne Mensch“ seine Verkündigung versteht.

Es scheint mir jedoch bei den Vertretern der Haltung C ein Mißverständnis vorzuliegen. Die Identifizierung von Gottesdienst und Verkündigung im Sinne der Deckungsgleichheit beider Begriffe ist falsch. Im Gottesdienst geschieht Verkündigung, aber sie geschieht auch anderswo, und wehe, wenn man sie nur im Gottesdienst finden könnte. Gewiß, „Unser Gott kommt und schweigt nicht“.

das geschieht überall, wo vollmächtige Verkündigung vor sich geht. Aber der Gottesdienst im engeren Sinne, so wie er in dem Vorbereitungspapier von Sektion V für Uppsala angesprochen ist, bedeutet Anerkennung dieses Geschehens durch die Glaubenden und Antwort darauf, „Eucharistia“ im wörtlichen Verstande.

Das persönliche Gebet bedeutet das individuelle, persönliche Anerkennen dieses Geschehens, daß Gott kommt und nicht schweigt. Unser Gottesdienst ist das soziale, gemeinsame Danken „der Kirche“ für dieses Faktum. So hat unser Gottesdienst zwei Dimensionen: die Dimension der Ansprache des Menschen durch Gott in Christus und seiner dankenden Antwort, und die Dimension der Verkündigung an die Mitmenschen, die aber nicht nur eine Sache des Gottesdienstes im engeren Sinne ist.

Hier stehen wir wieder bei einem Problem, das jenseits der Gottesdienstfrage im engeren Sinne liegt und eigentlich noch immer gesonderter ökumenischer Diskussion bedarf, obgleich schon nicht wenig darüber nachgedacht worden ist. Es ist das Problem der Sprache oder besser der Zuordnung der Sprache unserer Verkündigung zur Sprache der Überlieferung des Wortes Gottes und das Verhältnis der Sprache unseres Gottesdienstes zu diesen beiden Sprachsphären. Und außerdem gibt es die grundlegende Dimension von Kerygma und Dogma, von Verkündigung und Theologie. Oder anders gesagt: Ist die Sprache Jesu, wo sie vom Evangelium her als Ansprache auf uns zukommt, eigentlich wirklich schwer verständlich? Ist der apostolische Bericht vom Geschick Jesu, wie er mündlich weitergegeben worden ist und sich in den Evangelien niedergeschlagen hat, wirklich schwer verständlich? Anforderungen an unseren Intellekt werden da gestellt, wo diese Botschaft reflektierend zu unserer Welt in Beziehung gesetzt wird, wo die Aussage des Glaubens in ihrer Bedeutsamkeit reflektierend durchdacht wird. Unsere überkommene Theologie, die dieses je und je wieder hat leisten müssen, ist größtenteils auf eine Weltinterpretation bezogen, die heute durch den raschen Wandel unseres Zeitalters in Frage gestellt ist. Beim Dogma, bei der Theologie, liegt das Sprachproblem.

Es hat eh und je in der Christenheit den Ausweg gegeben, einfach bei der schlichten weitererzählenden Wiedergabe der Verkündigung Jesu und seines Geschicks zu bleiben. Aber schon in den apostolischen Briefen des Neuen Testaments finden wir die theologisch-denkerische Durchdringung der Bedeutung dieser Botschaft. Wenn es uns ernst ist mit dem Glauben, daß Gott in Jesus Christus den Menschen annimmt, dann nimmt er auch sein Denken an. Und so war das Durchdenken dieses Glaubens immer legitime Beschäftigung im Bereich der Kirche und Voraussetzung für ein zeitgemäßes Ausrichten des Wortes Gottes. Wieder aber werden wir gewarnt, eine falsche Identifikation vorzunehmen. Die Sprache der reflektierenden Theologie und der reflektierenden Welt-

interpretation ist nicht die einzige Sprachsphäre der Verkündigung. Jenes schlichte, evangelische Jesuswort und seine Sprachsphäre sind doch nicht ohne Bezug zu unserer Wirklichkeit? Auch wenn wir nicht alle mehr in einer landwirtschaftlich geprägten Welt leben, so wissen wir doch alle um die Bedingungen des Wachsens, der Saat, wir kennen die grundlegenden Züge kaufmännischen Denkens oder zwischenmenschlicher Beziehungen, aus denen etwa die Bilder von Jesu Gleichnisreden entnommen sind. Wenn wir sagen, daß uns die Bilder, die Jesus benutzt, als solche unverständlich seien, würde das bedeuten, daß wir uns entschlossen hätten, einen ganzen Bereich auch heutiger, gesamt menschlicher Wirklichkeit auszuschließen und unsere eigene, industriell geprägte Arbeitswelt zu verabsolutieren. Es wäre das Verhalten eines Menschentyps, der zumindest die Umwelt seiner Mitmenschen in ländlich und weniger industriell geprägten Gebieten nicht zur Kenntnis nehmen und sie nicht mehr verstehen will. Es wäre die Haltung von Menschen, die einfache menschliche Verhältnisse, wie sie z. B. in der Geschichte vom verlorenen Sohn bildhaft angesprochen werden, nicht mehr verstünde und leugnen wollte, daß sie als grundmenschliche Befindlichkeiten immer noch bestehen.

Meine Frage an uns alle und unsere „Sprachschwierigkeiten“ ist die, ob nicht manchmal diese Haltung gegenüber dem Klartext des Evangeliums ihn verdunkelt? Und solch eine Haltung nehmen nicht nur Theologen ein, sondern jeder von uns ist oft bereit, durch lange Denkübungen zu beweisen, daß das Wort des Evangeliums im konkret gegebenen Fall nicht für uns gelte. Man verstehe mich aber recht: damit soll kein Riegel dem legitimen Durchdenken der Bedeutsamkeit des Evangeliums in unserer Welt der technischen Revolution vorgeschoben werden.

Dieser Inbeziehungsetzung dienen offenbar die „experimentellen“ Gottesdienste, von denen so viel geredet wird. Dieser Ausdruck ist m. E. mißverständlich. Das Wort „experimentell“ drückt ja doch nicht nur dies legitime Inbeziehungsetzen von tradiertem Evangelium und erlebter, moderner Welt aus, sondern es zeugt auch von einer gewissen Faszination durch diese Welt, es spricht auch von der Faszination durch das Machbare in der Technik, durch die rationalisierte Organisation, durch die Steuerung von Computern und die massenpsychologisch geschickte Manipulation in der modernen Gesellschaft. In der Ökumene wird denn auch dieser Ausdruck häufig mißverstanden. Man versteht die experimentellen Gottesdienste dann manchmal so, als ob hier festgestellt werden solle, ob Gott bei diesem oder jenem Sprachgebrauch, bei dieser oder jener Gottesdienstform „kommt und nicht schweigt“. Das Wort „experimenteller Gottesdienst“ wird so verstanden, als ob wir Gottes Kommen und Gegenwärtigsein uns verfügbar machen wollten. Verstehen wir das Experimentieren so, daß wir ausprobieren, ob es uns gelingt, uns in der Verkündigung verständ-

lich zu machen oder nicht, ist wohl nichts dagegen einzuwenden. Das Adjektiv „experimentell“ sollte daher lieber der „Verkündigung“ als dem Worte „Gottesdienst“ zugeordnet werden. Hier wird es für ein rechtes Verständnis dieses Ausdrucks wichtig, daß Verkündigung und Gottesdienst nicht deckungsgleich sind.

Wenn ich im Begriff des experimentellen Gottesdienstes der Faszination des Machbaren erliege, verwechsle ich Verkündigung mit dem Anbringen einer Ware in der Konsumgesellschaft, mit der Verbreitung einer Meinung in geschickter Manipulation der Massenmedien. Gewiß, die Verkündigung des Wortes Gottes muß den Menschen dort aufsuchen, wo er ist, und muß mit ihm in Dialog treten, sie muß in einer Sprache sprechen, die auf die Fragen dieses Menschen eingeht und sie aufnimmt.

Aber: das Gottesdienstgeschehen darf, wie schon gesagt, nicht auf die Dimension der Verkündigung reduziert werden. Das würde eine Vereinseitigung bedeuten. Ohne dankende Rückwendung zu dem Gott, der da kommt und nicht schweigt, ist das Kerygma in Gefahr, zur Ideologie zu werden, ist der Dialog zwischen Evangeliumsverkündigung und Weltinterpretation in Gefahr, zum Wettkampf der Weltanschauungen zu degenerieren. Mir scheint es, daß die berühmten „Störungen des Gottesdienstes“, die von der studentischen „außerparlamentarischen Opposition“ mit dem Anspruch auf Diskussion hier und jetzt im Gottesdienst vorgenommen wurden, auf diesem Mißverständnis evangelischen Gottesdienstes beruhen. Ich halte es daher für keinen Zufall, daß solch eine Störung in einem katholischen oder anglikanischen Gottesdienst mir noch kaum bekannt geworden ist. Hat die protestantische Kirche in Deutschland nicht selbst durch die einseitige Identifizierung von Gottesdienst und Verkündigung dazu beigetragen, daß der Gottesdienst nur noch als Diskussionsforum mißverstanden werden konnte? So falsch und unchristlich die Mittel waren, die Gemeindeglieder gegen diese Störungen ergriffen, so richtig war ihr Gefühl, daß Gottesdienst noch eine andere Dimension habe. Von dieser anderen Dimension her wird das Problem der Sprache des Gottesdienstes und ihrer Möglichkeit denn auch noch anders beleuchtet. Insofern die Sprache, die in persönlichem Gebet und in öffentlichem Gottesdienst geredet wird, die Antwort auf Gottes Kommen in seinem Wort und Sakrament ist, ist sie sowieso ein Wunder des Glaubens. Da, wo die Jünger Jesu mit der Gegenwart Gottes in ihm als dem Christus konfrontiert sind, erleben sie das Versagen allen traditionellen Kults und bitten ihn: „Herr, lehre uns beten!“ (Luk. 11, 1.) Beten erweist sich so nicht als eine experimentell zu erprobende Möglichkeit des Menschen. „Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen erforscht, der weiß, was des Geistes Sinnen sei; denn er vertritt die Heiligen, wie es Gott

gefällt“ (Röm. 8, 26 ff.). So beschreibt Paulus die Sprachmöglichkeiten des Menschen, der Gott gegenübersteht. „Eucharistia“ – Lob und Dank für Gottes Kommen und Nicht-Schweigen – war darum im ältesten Gottesdienst ein freies Gebet, das der Bischof, Priester oder Älteste stellvertretend für die dankende Gemeinde sprach. Die alte Kirche konnte sich, besonders im Osten, nicht genug damit tun, diesen Dank immer reicher und schöner zu gestalten, wenn sie auch andererseits wesentliche, bewährte Elemente beibehielt. Wo annehmendes Glauben der Tatsache ist, daß „Gott kommt und nicht schweigt“, da gilt auch die Aufforderung des Psalms noch heute: „Singet dem Herrn ein neues Lied“ (Psalm 33, 3; 96, 1; 98, 1; 149, 1). Dies neue Lied kommt offenbar aus einem erneuerten Herzen. Dies Herz aber wird die Sprachform seiner Gegenwart wählen. Vielleicht aber wird es auch die alten Worte der Väter neu verstehen und neu ihren Sinn erspüren.

Hier ist es nun nötig, etwas über die Gemeinschaft, die *koinonia*, zu sprechen, die im Gottesdienst gestiftet wird. Offensichtlich ist diese Gemeinschaft der Christen auch jenen wichtig, die an den traditionellen Gottesdienstformen zweifeln. Ihnen ist der einzelne Mensch zu isoliert im Gottesdienst alter Prägung. Doch muß im ökumenischen Rahmen hier angemerkt werden, daß dieses nicht überall gleich gilt. Der Besucher z. B. einer gefüllten orthodoxen Kirche in einer Großstadt wird feststellen, daß die einander persönlich weitgehend unbekannte Menge sich als Brüder und Schwestern in Christus versteht und behandelt. Vielleicht wirkt in den Alltag des Kirchenjahres das Osterfest mit seinem Veröhnungs- und Bruderkuß nach. Wir werden im „Westen“ fragen müssen, wie es zu der individuellen Vereinzelung des Gläubigen inmitten der Gemeinde bei uns gekommen ist. Aber auch bei uns ist sie ja nicht allgemein. Abbas Dorotheos, ein Mönchsvater der alten Kirche, pflegte ein schönes Gleichnis über die Gemeinschaft der Glaubenden zu brauchen: Wie in einem Kreis stehen sie um den Herrn herum, je dichter sie herzutreten zu jener Mitte des Kreises, die er selbst ist, desto näher stehen sie sich gegenseitig, Das Kommen Gottes mit seinem Wort und Sakrament im Gottesdienst stiftet diese Gemeinschaft, so wir ihn empfangen, eine Gemeinschaft des Angeredetseins und Ergriffenwerdens durch Gott, die sich von jedem Nur-Dialog zwischen Menschen unterscheidet.

Mir scheint daher, daß es notwendig ist, um zu einem rechten Verständnis der Möglichkeit von Gottesdienst zu aller und jeder Zeit, auch in der unsrigen, zu kommen, jene beiden Dimensionen zu berücksichtigen: die Dimension, daß Gott selbst uns dient in seinem Gegenwärtigsein in Wort und Sakrament, und die Dimension des Weitersagens und Weitertuns, die uns Menschen anheimgegeben ist. In dieser letzteren Dimension scheinen mir die „neuen Formen“ des Gottesdienstes als Verkündigung besonders wichtig zu sein. Sie müssen getragen sein von der Bemühung, das Evangelium wirklich weiterzusagen und

unserem Mitmenschen, der Jesus Christus nicht kennt, mit der evangelischen Botschaft zu dienen. Diejenigen Kirchen in der Ökumene, die in ihren Gottesdienstformen besonders traditionsgebunden sind, könnten sich hier an die altchristliche Wurzel all unserer Gottesdienstformen erinnern. Verkündigungsgottesdienst und Sakramentsgottesdienst war dort oft zweierlei. Und selbst wo Wort und Sakrament in einem Gottesdienst ausgeteilt wurden, unterschied die Gottesdienstordnung die „Liturgie der Katechumenen“, mit anderen Worten den „Wortgottesdienst“, und die „Liturgie der Gläubigen“, den „Sakramentsgottesdienst“. In dieser Unterscheidung wurde man den beiden Dimensionen des Gottesdienstes als Verkündigung und als anbetende Zuwendung zu dem Gott, der kommt, gerecht. Der Verkündigungsgottesdienst mußte auch den Fremden, den Nicht-Glaubenden etwas zu sagen haben. Im allgemeinen Fürbittengebet nahm er die Anliegen von jedermann bei sich auf. Wer hier gegenwärtig war, konnte hören, daß auch seiner ganz besonderen Anliegen und Berufssorgen, sowie der ganzen Gesellschaft, ob christlich oder nicht, gedacht wurde, daß ihnen zugesagt wurde: „Jesus Christus – auch für dich!“

Im Sakramentsgottesdienst aber überwog dann die andere Dimension, die Dimension des Wissens, daß Gott gegenwärtig sei, deren Anerkenntnis den Glauben schon voraussetzt. Dieses Wunder der Gegenwart Gottes mitten unter uns und das anbetende Staunen vor diesem Wunder darf christlicher Gottesdienst nicht verlieren.

Und hier muß zum Schluß noch etwas zu dem Problem der „Sakralsphäre“ gesagt werden, das unser Fragen nach den Gottesdiensten im säkularen Zeitalter auch immer wieder beunruhigt. Die Vertreter einer Neugestaltung des Gottesdienstes wenden sich leidenschaftlich dagegen, daß der Gottesdienst in einem, von unserer Welt ausgegrenzten, besonderen Bereich vor sich gehen sollte, daß der Mensch gleichsam in einer Doppelwelt leben könnte: einer „Sonntagswelt“ und einer „Alltagswelt“, die mit der ersteren anscheinend nichts zu tun hat. Sie wollen Gottesdienst in Räumen, die sich von den Räumen unseres Alltags nicht unterscheiden, ja, möglichst auch unseren Alltagsbeschäftigungen offenstehen. Ich denke da an manche Projekte von Bahnhofs- oder Parkplatzkirchen, die auch völlig weltlichem, praktischem Gebrauch offenstehen sollen.) Sicher ist Gottesdienst grundsätzlich überall möglich, denn es ist kein Ort denkbar, an den Gott nicht bereit wäre zu kommen. Andererseits ist es aber nicht einzusehen, warum der Gottesdienstraum nicht an jenes Besondere erinnern sollte, was Gottesdienst von jedem anderen menschlichen Zusammensein auszeichnet. Vielleicht kann man auch hier zwischen den beiden Flügeln Verständnis wecken, wenn man an die beiden Dimensionen der „Liturgie der Katechumenen“ und der „Liturgie der Gläubigen“ erinnert. Wir müßten Räume bauen, die beiden Funktionen des Gottesdienstes gerecht werden, die den fernstehenden Menschen

nicht fremd und unheimlich sind, und die doch etwas von dem Wunder ausdrücken, das in jedem Gottesdienst geschieht.

Erinnern wir uns am Schluß dieser Ausführungen an jene drei Haltungen zum Gottesdienst, die wir mit A, B und C typisiert haben. Wenn wir jene doppelte Dimension des Gottesdienstes anerkennen, die wir ins Blickfeld zu bekommen versucht haben, dürfen wir an die Vertreter dieser widerstreitenden Haltungen in der Ökumene vielleicht folgende Fragen stellen:

An Haltung B: So gewiß in einem weiteren Sinne das ganze Leben des Christen Gottesdienst ist – müßt ihr nicht doch Gott in eurem Leben und in der Gesellschaft Raum lassen, daß er zu euch komme, zu euch rede und euch im Sakrament in seine Gemeinschaft hineinnehme? Jene aber, die wir mit Haltung A charakterisierten, müßten wir fragen: Habt ihr nicht den *ganzen* Gottesdienst in eine „Liturgie der Gläubigen“ verwandelt? Habt ihr über dem Zugewandtsein zu dem Gott, der da zu euch kommt, euch nicht abgeschlossen gegenüber den Menschen neben euch, die von Gottes Kommen nichts wissen? Sprecht ihr nicht in einer Sprache, die nur dem Glaubenden vertraut ist? Habt ihr nicht den Auftrag der Verkündigung an allen Orten und an jedermann vergessen?

Diejenigen schließlich, die wir zur Haltung C rechneten, möchten wir am Schluß fragen: Seid ihr nicht in Gefahr, den ganzen Gottesdienst in eine „Liturgie der Katechumenen“ zu verwandeln, in der ihr zwar mit dem Wort der Verkündigung die Menschen allenthalben aufsucht und bemüht seid, ihnen im Gespräch nahe zu sein? Vergeßt ihr aber darüber nicht manchmal, daß ihr nicht nur Gebende, sondern auch Nehmende sein müßt, um euch nicht totzulaufen in Geschäftigkeiten, daß ihr euch selbst immer wieder dankbar dem zuwenden dürft, der auch heute noch „kommt und nicht schweigt“?